

Landkind

Wir hatten damals einen Traktor, weil die Familie meines Vaters in der Landwirtschaft gewesen war. Die Firma Fendt hatte ihn 1954 gebaut, und er war frochgrün. Obwohl mein Vater durch einen hart erkämpften Aufstieg in der saarländischen Ministerialbürokratie seine ländliche Herkunft hinter sich ließ, hing er an dem Traktor auch dann noch, als der vollkommen überflüssig geworden war und sich in ein Symbol vergangener Zeiten verwandelt hatte. In den Siebzigern, als selbst in meinem Heimatdorf das Traktorfahren außer Mode kam, bestand mein Vater darauf, jede Form größerer Lasten (Baumaterial, Erde, Brennholz) mit dem Traktor in der Gegend herumzufahren, weil das die einzigen Gelegenheiten waren, bei denen die Landmaschine noch eine praktische Rolle spielen konnte. Das kleine Grundstück, das aus dem großelterlichen Landbesitz übriggeblieben war, rechtfertigte jedenfalls ihren Unterhalt nicht. Eigentlich hätte mein Vater darauf bestanden, dass alle seine Söhne den Traktor fahren lernten; da ich mich weigerte, führten nur meine beiden Brüder die Tradition fort. Aber auch in meiner Seele hinterließ der Traktor eine breite Spur. So kann ich mich daran erinnern, dass mein Vater, der ein wenig zum kreativen Sadismus neigte, einmal mein Osternest im Motorraum des Traktors versteckte, der in seiner geschlossenen Garage stand und bis dahin als Versteck für Osternester noch nicht aufgetreten war. Nachdem ich drei Stunden gesucht hatte und in Tränen aufgelöst war, gelang es meiner Mutter, eine weitere Störung der ostersonntäglichen Harmonie zu vermeiden, indem sie meinem Vater das Geheimnis entlockte. Andere Begegnungen mit dem Traktor waren schöner. So saß ich zum Beispiel manchmal auf dem Behelfssitz und knatterte mit meinem Vater durch das Dorf, auf dem Weg zu Setzkartoffeln, Zementsäcken, Blumenerde, die er ganz dringend für seine ländliche Ausgleichstherapie gegen den städtischen Büroalltag brauchte. Zwar wusste ich, dass diese Therapie ausgedehnte Arbeitseinsätze von uns Kindern mit sich bringen würde, die auch schon einmal die ganzen Sommerferien verschlingen konnten – etwa beim Bau eines Gartenhauses auf dem besagten, für den Traktor eigentlich zu klein gewordenen Grundstück. Aber mit dem Wind in den Haaren, mit der grünen Eisenstange des Behelfssitzes zwischen den Rippen, hoch über dem Autoverkehr, der uns entweder umfloss oder hinterherkroch, aber auf jeden Fall auf unsere Anwesenheit zu reagieren hatte, da fühlte ich mich manchmal beinahe frei. Selten durften wir auch auf der metallenen Schiene stehend mitfahren, die knapp hinter dem Traktor hin und her schwang, und an der landwirtschaftliche Geräte wie Eggen und Ähnliches befestigt werden konnten. Das war eigentlich streng verboten, und mein Vater war Jurist, aber um uns den Traktor näherzubringen, erlaubte er uns auch dies. Man musste locker in den Knien sein, wenn man nicht abgeworfen werden wollte. Ich bin ja nie gesurft, aber ich stelle mir vor, dass das Surfen den riskanten Fahrten auf der hin- und herschwingenden Metallschiene gleicht. Der Traktor war relativ klein, aber seine Hinterräder verlangten doch nach

Reifen, deren Profil so zerklüftet war, dass ich meine Hände zwischen den einzelnen Gummiwülsten unterbringen konnte; so gesehen war der Traktor ja auch eine Art Geländefahrzeug, und das beeindruckte mich schon. Das Gummi dieser Reifen war so starr und hart, dass man sich die Fäuste richtig weh tat, wenn man dagegen schlug. Dann war da der sogenannte Ackerwagen, ein Bretterschlag auf vier Rädern, mit dem man gehörige Mengen Sand, Erde, Getreide oder andere Lasten in der Gegend umherfahren konnte, und der mich allein schon deswegen interessierte, weil er so primitiv schien, aber doch über eine eigene, getrennt vom Traktor bedienbare Bremse verfügte, regelmäßig geschmiert werden musste und in seinem Nutzwert unerhört variabel war. So kamen wir zum Beispiel eines Tages auf die Idee, den Ackerwagen als Schlafgelegenheit zu benutzen, und mein Vater, der für solche Ideen an sich wenig übrig hatte, sah dieses eine Mal einen Sinn darin. Er fuhr den Wagen auf das Grundstück, gleich neben das Gartenhaus, das wir einige Sommer vorher auf Kosten unserer Ferien aus dem Boden gestampft hatten, nagelte zwei Bretter an die Vorder- und Hinterseite des Ackerwagens und warf eine große graue Plane darüber: Fertig war ein Zelt auf Rädern. Wir lagen zu viert darin; in der Nacht zog ein Gewitter gnädig vorüber, und ich wusste, die Nachbarskinder vergingen vor Neid. Dann war die Zeit der Kleinlandwirtschaft endgültig vorüber, selbst mein Vater konnte das nicht mehr leugnen. Er verkaufte das Grundstück an eine Baugesellschaft. Das Gartenhaus, das ohnehin all die Jahre nur als Gerümpelschuppen gedient hatte, wurde abgerissen, der Ackerwagen kam auf den Schrott, der Traktor ging zu meinem älteren Bruder, der auch nichts anderes mit ihm tat, als ihn in einer Garage unterzustellen, um ihn später ebenfalls zu verschrotten. All das simulierte Landleben, das Teil meiner Kindheit gewesen war, fand ein komisch zuckendes, unbefriedigendes Ende. Es war, als hätte ich mich für eine gewisse Zeit zu oft in einem Freilichtmuseum herumgetrieben und die Fassade zwangsweise ernst genommen, weil mein Vater mit dem tyrannischen Nachdruck, der ihm nun einmal eigen war, darauf bestanden hatte. So dass ich noch heute weiß, wie man Kartoffeln setzt, wo die Erdbeeren herkommen und wie die Motorhaube eines grünen Fendt-Traktors Baujahr 1954 im Sommer das Licht reflektiert. Aber nach Abriss des Freilichtmuseums kann ich nichts mehr damit anfangen.